

Nr. 262 Bydgoszcz / Bromberg, 17. November 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen

von André Mairock

(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Er gehört nach Chur!" rief da die Frau leidenschaftlich.

Der Schulmeister horchte gespannt auf. „Sie meinen wohl deshalb, weil er dort zum Künstler geworden ist?" fragte er ruhig, schüttelte aber dann den Kopf: „Ich glaube, Sie täuschen sich: Heinrich Schrund gehört in den Schwarztann!"

„Vielleicht jetzt, über die Tage der Kriegsnot . . ."

„Nein, für alle Zeiten!"

„Nein!" schrie die Frau voll Verzweiflung auf, als müßte sie sich gegen Fesseln wehren, die schon um ihre Glieder lagen.

Sie waren stehengeblieben.

„Wenn Sie es besser wissen . . ." sagte der Schulmeister mit großer Ruhe. „Ich weiß ja nicht, in welchem Verhältnis Sie zu ihm stehen . . ."

„In einem sehr engen!"

„Dann sind Sie wohl . . .?"

„Ja, ich bin seine Frau!"

Das hatte der Schulmeister nicht erwartet. „Braut", wollte er sagen. Deshalb trat er auch einen Schritt zurück und sperrte den Mund auf, als wollte er einen Ruf der Überraschung tun. Er sagte aber nichts . . .

„Ist das so furchtbar . . .?"

Er antwortete nicht, sondern sah gedankenvoll vor sich nieder.

Das beunruhigte die Frau. „Reden Sie doch!"

„Was soll ich sagen?"

„Was ist es mit Heinrich Schrund?"

„Er ist gesund und wohlauf."

Die Frau merkte, daß der Schulmeister ihr auswich, und schaute so mutlos drein, als hätte sie von nirgends her mehr eine Hilfe zu erwarten. Tränen brachen aus ihren Augen, und mit zitternder Stimme erzählte sie: „Es ist nun bald ein Jahr, daß ich die Frau des Bildhauers Heinrich Schrund geworden bin. Ich habe es gewußt, daß er ein Sohn des Schwarztanns ist, und ich habe ihn auch als solchen geheiratet. Wir waren sehr glücklich. Sein Name bekam einen immer besseren Klang, seine Erfolge mehrten sich und wurden größer. Bis ihn die Nachricht über den Tod seines Vaters erreichte; von da an war es vorbei mit ihm. Er fing an zu grübeln, und ich merkte gar bald, daß es nicht mehr allein der Tod seines Vaters war, was ihn so verändert hatte. Aber soviel ich ihn bat, mich an seinem Kummer teilnehmen zu lassen: er schwieg. Und eines Tages packte er seinen Ranzen und eilte in seine Heimat, obwohl das Begräbnis seines Vaters schon einige Wochen zurückliegen mochte. Er versprach mir, in wenigen Tagen wieder in Chur zu sein, aber er kam nicht mehr, und keine Nachricht, keine Kunde über sein unerklärliches Verbleiben war an mich gelangt. Es hat mich jetzt nicht mehr länger zu Hause gelitten. Es hätte ihm ja auch etwas zugestoßen sein können!" — —

„Ich glaube aber, daß es fast besser gewesen wäre, wenn Sie ihn nicht gesucht hätten", sagte der Schulmeister. „Man weiß hier nicht, daß Heinrich Schrund verheiratet ist. Und es gibt bei uns im Schwarztann viele ungeschriebene Gesetze, die schon sehr alt sind und sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben. Jeder ist diesen Gesetzen unterworfen, ob sie nun zu seinem Glück oder Unglück sind: so auch Heinrich Schrund. Und kraft eines solchen Gesetzes ist er zum Scheibenhofer geworden!"

„Zum Scheibenhofer? Was heißt das?" fragte sie ahnungsvoll.

„Er hat den Hof seines Vaters übernommen oder — wie es hier ist: — übernehmen müssen!"

„Er ist — — ein Bauer?"

„Ein Bauer."

„Und seine Kunst?"

„Was fragt man danach? Er ist der einzige Sohn des alten Scheibenhofers, und der ist tot."

„Aber das geht ja nicht! Wissen Sie, welch einen Klang sein Name in Chur hat?" schrie sie verzweifelt. „Er ist kein Bauer, sondern ein Künstler! Wer sollte ihn hier gegen seinen Willen festhalten können?"

„Der Schwur! — — Schwüre sind dem Schwarztannler heilig!

Sie stand eine Zeitlang wie vernichtet da, dann aber brach sie in Tränen aus. „Reden Sie doch! Was soll ich tun?" rief sie ratlos.

„Schweigen müssen Sie! Es darf hier sonst niemand wissen, daß Sie die Frau Heinrich Schrunds sind. Er ist heut ein Freier vom Freital, und es ist mir nicht möglich, Ihnen klarzumachen, was das heißt: Er hätte nicht ohne Einwilligung seines Vaters oder zum mindesten des Schultheißen heiraten dürfen . . . Warten Sie also ab, bis die Gemüter hier sich wieder etwas beruhigt haben!"

„Und Sie? Wie denken Sie selbst von der Sache?"

„Ich? — — Ich bin kein Schwarztannler, sondern nur Schulmeister am Schwarztann. Es war ein glücklicher Zufall, daß ich gerade zu dieser Stunde auf Wache war. Ein glücklicher Zufall, glauben Sie mir!"

„Und jetzt?"

„Kommen Sie mit mir: ich will Sie führen . . . Sehen Sie das düstere Haus dort oben? Das ist der Scheibenhof. Meiden Sie dieses Haus! Sie würden Unglück hineintragen. Ich bringe Sie in ein Haus, wo auch Sie vor ihm sicher sind. Kommen Sie!

Und willenlos folgte sie ihm hinauf zum Wirtshaus „Zur Rabenfluh" . . .

*

Ohne weitere Schwierigkeiten hatte Heinrich die Straße drüben über den Bergen erreicht. An einer Quelle wusch er den Ruß vom Gesicht und eilte dann rastlos die Straße fort, als wären die Verfolger hinter ihm

her. Und allmählich erwachte auf diesem einsamen nächtlichen Weg die Stimme seines Gewissens. Die wilde Aufregung hatte sich gelegt, und jetzt sah es in seinem Innern aus wie in einem Stück Land, über das der zerstörende Sturm gewütet hat. „Was hast du getan?“ fragte die Stimme seines Gewissens. „Ich habe nur getan, was tausend andere an meiner Stelle auch getan hätten!“ — „Mörder!“ Mit einem Ruck blieb er mitten auf der Straße stehen. Mörder? — — Ich bin kein Mörder! — — „Mit welchem Recht hast du den Mann in die Tiefe gestoßen, nur weil er seine Pflicht und Schuldigkeit getan hatte? — Weißt du, wie weit er gestürzt ist? Ob er noch lebt? Oder ob er nicht in verzweifelter Todesangst um menschliche Hilfe schreit? — Du hast dich nicht mehr um ihn gekümmert, sondern du bist in deinem blinden Wahn über ihn hinweggejagt, deinen eigenen Zielen zu! — Und du wolltest von anderen Menschlichkeit fordern? — — — Mörder!“

Er rannte wieder die Straße fort, als wollte er seinen eigenen anklagenden Gedanken entfliehen. Aber er brachte diese schreckliche Stimme in seinem Innern nicht mehr los. Immer heftiger wurden die Selbstanklagen, bis er endlich gegen Morgen wie ein zu Tode Gehetzter in einer größeren Ortschaft ankam. Hier erreichte er noch einen Wagen, und ohne Verzögerung konnte er seine Reise fortsetzen.

Und das war gut. Er fürchtete sich allmählich vor den Menschen, und einigemal glaubte er bemerkt zu haben, daß man ihn scharf und neugierig fixierte, als wäre ihm die Tat auf die Stirne gezeichnet: deshalb sonderte er er sich von seinen Mitreisenden ganz ab, schaute finster und teilnahmslos vor sich hin, fiel dann und wann erschöpft in einen unruhigen Halbschlaf, aus dem er dann plötzlich wieder so heftig aufschrak, als hätte er gerade in diesem Augenblick den Grenzjäger in die Tiefe gestoßen. Dann schaute er wild und scheu um sich, wehrte sich gegen den Schlaf, weil er sich vor diesen Träumen fürchtete . . .

Achtlos sah er zu, wenn die Pferde gewechselt wurden, und während die übrigen Reisenden die Fahrtpausen zu einem Imbiß in den Gasthäusern benützten, blieb er allein im Wagen hocken, als scheue er sich, unter die Menschen zu gehen. Es machte ihm auch keine Freude, wenn die Reise mit erneuertem Gespann hurtig fortgesetzt wurde; denn es war ihm jetzt so gleichgültig, ob er sich nun schneller oder langsamer seinem Ziele näherte. Es war ja doch alles verloren! — —

In einer frühen Morgenstunde kam er endlich in Chur an. Es war noch sehr ruhig auf den Straßen. Und wenn es anders gewesen wäre, dann hätte er es wohl gar nicht bemerkt: er hatte mit sich selbst zu tun, und so blieb ihm keine Zeit, sich um seine Umgebung zu kümmern. Er eilte seiner Wohnung zu. Wie an allen Häusern, waren auch hier die Fenster noch dunkel. Zaghaft pochte er an die verschlossene Wohnungstüre, und als keine Antwort erfolgen wollte, wurde er heftiger und schlug allmählich so stark an die Türe, daß es im ganzen Haus hallte. Umsonst. Keine Antwort. — — Wie war das zu verstehen? — — Was war geschehen? — Damit hatte er nicht gerechnet. Und er war seelisch heut viel zu sehr zerrüttet, um ruhig und vernünftig überlegen zu können. Oder mußte er jetzt nicht schon bald mit allem Bösen rechnen, seit das Unglück sich an seine Fersen geheftet hatte? — Was erwartete ihn hinter diesen verschlossenen Türen? — Da packte ihn auch schon wieder eine verzweifelte Angst, und schließlich rannte er solange gegen die Tür, bis sie aus den Angeln sprang. Er trat ein und machte Licht. Kein Mensch war da. Er eilte ins Schlafzimmer. Nichts. Die Betten waren unberührt und überall peinliche Ordnung, als hätte schon lange Zeit niemand mehr in diesen Räumen gehaust . . . „Wo bist du?“ rief er verzweifelt und rannte von Zimmer zu Zimmer. Keine Antwort. — Dann ging er in seine Werkstätte, lief um die halbfertigen Modelle und Figuren herum: alles war noch so, wie er es damals verlassen hatte. War überhaupt nach ihm noch ein Mensch in seinen Arbeitsraum gekommen? — „Wo bist du?“ schrie er immer wieder, immer verzweifelter. Dann ließ er sich erschöpft auf einen Stuhl nieder und versuchte zu überlegen, zu denken. Er hatte geglaubt, daß man ihn hier voll Angst und Sorge zurückerwartete, daß man Tag und Nacht nach ihm Ausschau hielte! Und jetzt . . .? — Unter welchen Schwierigkeiten hatte er diese Reise gemacht! Und jetzt sollte alles umsonst gewesen sein? Die Tage und Nächte, in denen sein Entschluß zur Reise kam, sein rastloses Suchen nach einem Weg, dann der mühe- und gefahrvolle Aufstieg zum Grat der Gottesackerberge, und seine Verzweiflungstat am Fuchssteg: alles, alles war umsonst gewesen! — Zum Verräter war er geworden, vielleicht gar auch — ja, Herrgott! — auch zum Mörder! —

Höhnisch schauten die starren, steinernen Gesichter der halbfertigen Büsten und Figuren auf den Künstler nieder. Es kam ihm wenigstens so vor; denn es war eine furchtbare Erkenntnis: erbarmungslos hatte das Unglück ihn aus der Bahn geworfen, heraus mitten aus seinem Schaffen, aus seiner Kunst . . . Seine Gedanken verstrickten sich allmählich immer mehr und glichen einem unentwirrbaren Knäuel, an dem kein Anfang und keine Ende mehr zu finden war . . .

Langsam kam der Tag. Zuerst lief er zu einem Handwerksmeister, der die eingesprengte Türe in Ordnung bringen mußte, und dann sprach er bei einzelnen Freunden vor, die er in der Stadt hatte: „Sie sind es, Herr Schrund? — — Mein Gott, wie sehen Sie denn aus?“

„Wo ist meine Frau?“

Überall dasselbe verständnislose Kopfschütteln. Niemand wußte, wo die Frau hingekommen war . . .

Gegen Mittag kam er wieder zu Hause an. Stundenlang hockte er sich hinter die Steinbilder und grübelte . . . Was tun? Er durfte nicht säumen, er mußte wieder aufbrechen und auf dem schnellsten Weg in den Schwarztann zurückeilen. Er durfte den Schwur nicht brechen, und wenn es ihm sein Leben kostete. Ja, er war bereit, seine Schuld zu sühnen, weil es sonst keinen Frieden, kein Glück mehr für ihn gab, auch hier nicht mehr . . .

Entschlossen stand er auf, zog ein Blatt Papier hervor und begann zu schreiben:

„Ich bin im Schwarztann. Wir haben Krieg. Wann ich wiederkomme, weiß ich nicht, weil ich noch eine große Schuld zu sühnen habe, die ich in meiner Verzweiflung auf mich nahm, aber nicht mehr länger tragen kann. Verzeihe mir! Ich wollte Dich sehen und mit Dir sprechen, aber man wollte mir den Weg versperren, und da habe ich in meiner Verzweiflung eine Tat begangen, die ich nie hätte tun dürfen. Sei mir nicht böse! Ich habe Dich nie mehr geliebt, als gerade jetzt in meinem Unglück. Heinrich.“

Er steckte das Papier in einen Umschlag, drückte ein blutrotes Siegelwachs darauf und trug es in ihr Zimmer..

Leise schloß er die Türen, und heimlich wie ein Dieb verließ er das Haus und die Stadt. Die Sonne war im Sinken und am fernen Himmel glühten die Alpen . . .

*

Es war nicht zu umgehen, daß die junge fremde Frau, die sich im Wirtshaus „Zur Rabenfluh“ eingemietet hatte, im Schwarztann einiges Aufsehen erregte; denn eine Reise im Gebirge mußte derzeit doch reichlich überlegt sein, und wenn schon die Männer davon abließen, um wieviel schwerer und gefahrvoller war es für eine schutzlose Frau. — — Wie kam die Fremde also dazu, das Schwarztanntal aufzusuchen? — — Und was wollte sie hier?

Aber das waren nur müßige Fragen: die Frau war nun einmal da und konnte nicht mehr fortgeschickt werden. Und was sie hier wollte? — Es fehlte die Zeit dazu, sich darüber die Köpfe zu zerbrechen. Sie hauste ganz zurückgezogen in der Rabenfluh, kaum daß sie sich untertags eine Stunde im Freien bewegte. So blieb ihre Anwesenheit den meisten Talbewohnern verborgen. — —

Konrad Immler, der öfter von Neugierde getrieben, ihre Gesellschaft suchte, gewöhnte sich langsam soweit an ihre Sprache, daß er sich ganz gut mit ihr verständigen konnte. Aber es gelang ihm nie, der schweigsamen Frau auch nur ein Wort zu entlocken oder abzulauschen, das auf einen eigentlichen Zweck und Sinn ihres ungewöhnlichen Besuches im Schwarztann hätte schließen lassen. Sie war vom Schulmeister hergeführt worden. Und das mußte ihm genügen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Städte im Volkswitz.

Von Dr. Hans Pflug.

Die deutsche Volksseele ist unerschöpflich in ihrer schmückenden und deutenden Phantasie. Was steckt nicht alles an feinem Humor und überlegener Lebensweisheit in Sprichwort und Volkslied! Zu allen Zeiten haben es sich die Stämme und Landschaften, Stände und Berufe gefallen lassen müssen, in Anekdoten und Menschentypen scherzhaft treffend charakterisiert zu werden. Der schalkhafte Sinn unseres Volkstums hat auch viele Städte zum Gegenstand gutmütigen Witzes und Spottes gemacht. Jedem werden aus seiner Heimat oder von Reisen Beispiele bekannt sein. Wie vielfältig sich diese Seite des Volkshumors entfaltet hat, zeigt eine kleine Auslese von Äußerungen des Volkswitzes über deutsche Städte und ihre Bewohner.

Wenn ein Ort die Zielscheibe des Spottes wird oder einen Spitznamen empfängt, so verdankt er dies meist seinen Nachbarn, die an eine hervorstechende Eigenart oder ein bestimmtes Geschehnis anknüpfen. Besonders freigebig ist damit offenbar das Badener Land. Da gibt es die Karlsruher Briganten und Südstadtindianer (die sogar ein Indianerdenkmal bekommen haben), die Mannheimer Blo- (Blau) mäuler, die Durlacher Letsche- (Kohl) bäuch' und die Freiburger Boppele. Hier ist der Name eines bestimmten Menschentyps, des behäbigen Bürgers, auf die ganze Stadt übergegangen, wie man die Nürnberger Peterlesbub'n nennt. In Nürnberg selbst aber bedeutet ein Peterlesbub das, was man in Bayern einen Geschaftlhuber, in Berlin eine Betriebsnude und anderswo Hans Dampf in allen Gassen nennt, nur daß er hier „aus allen Suppen" ist. Manchmal werden auch aus sprachlichen Zusammenhängen Scherzworte gebildet, wobei mit Halle nicht eben zart verfahren wird, wenn es heißt, daß es dort Hallenser, Halloren und Halunken gebe.

Die Salzburger heißen die Stierwascher, weil sie einmal einen schwarzen Stier weißwaschen wollten. Von der vergeblich verschwendeten Seife wurde die Salzach so weiß, daß sie die Bayern für Milch gehalten und getrunken haben sollen. Die Linzer tragen wegen ihrer Vorliebe für Most den Beinamen Mostköpfe. Die Frankfurter heißen wegen ihres lebhaften Temperaments die Mainfranzosen, die benachbarten Mainzer sagen von sich selbst „Meenzer Blut ist ka Buttermilch", und die Sachsenhäuser mit ihrer sprichwörtlichen Grobheit lassen auch nicht mit sich spaßen. Die Bewohner der Industriestadt Schweinfurt, die sontags nach dem nahen Bad Kissingen fahren, werden dort die Schweinfurter Engländer genannt, weil sie früher oft die Gewohnheiten der Badegäste nachahmten. Benachbarte Städte hängen sich überhaupt gern etwas an. Wie haben sich die heute ein Stadtwesen bildenden Schwesterstädte Elberfeld und Barmen viel geneckt! Ein von Barmen kommender fürstlicher Besucher soll einmal an der Stadtgrenze, auf den ländlicheren Charakter von Barmen anspielend, zu seiner Gemahlin gesagt haben: „Liebe, setze Dich gerade, wir kommen in eine Stadt". Das Verkleinern ist immer beliebt gewesen. Im Ruhrgebiet spricht man von der Großstadt Gelsenkirchen als von Gelsendorf, die Berliner reden manchmal herablassend von Potsdorf statt Potsdam, und was haben sich zeitlebens die Altonaer von den Hamburgern gefallen lassen müssen.

Nachbarliche Neckerei findet man auch auf dem Lande. So sagt man von den Silbachern im Sauerlande, daß sie dem vor den Altar tretenden Brautpaar Trost und Ermutigung folgendermaßen zusingen:

„Muß es denn gelitten sein,
Ei, so will ich mich geben drein —
Ist es gleich ein' harte Not,
Leiden will ich bis in den Tod."

Die lieben Nachbarn haben ihnen diesen Vers angehängt, weil die Silbacher als Zugewanderte aus dem Harz früher keine Eheverbindungen mit Bewohnern aus Nachbarorten eingehen konnten. Diese Beschränkung der Heiratsmöglichkeiten hatte ihren Spott herausgefordert.

Die Berliner gelten als besonders witzig und schlagfertig, aber sie bekommen in den anderen Landschaften auch manches ab. Die Bewohner der Reichshauptstadt haben wieder Städte ihres Umkreises zur Zielscheibe ihres Witzes gemacht. Was hinterwäldlerisch und kleinstädtisch ist, kommt aus Finsterwalde oder Treuenbrietzen. Auch Kottbus und Buxtehude spielen eine ähnliche Rolle. Kalau in der Lausitz muß sich die faulen Witze, die Kalauer, anhängen lassen. Geradezu berühmt wurde Schildau als Heimat der Schildbürger, deren närrische Streiche ein altes Schwankbuch, das Lalenbuch, schildert. Fast jede Landschaft hat aber wieder ihr eigenes „Schilda". In Westfalen werden ähnliche Streiche den Beckumern nachgesagt, in Franken haftet dieser Ruf an dem Städtischen Münnerstadt, und in Schleswig-Holstein soll das Nordseebad Büsum so manchen Schildbürgerstreich auf dem Kerbholz haben. In Schwaben teilen sich viele Städte in die Schwabenstreiche, wenn auch Ulm den größten Anteil daran hat und den Ulmer Spatz auf dem Münsterdach zeigt.

Zu Hornberg im Schwarzwald ist wirklich einmal eine Kanonade ausgegangen wie das „Hornberger Schießen". Auf eine tatsächliche Begebenheit könnte auch der Ausspruch jenes Handwerksburschen zurückgehen, der in Offenbach stolpernd hinfiel, dabei von einem Hunde gebissen wurde und ausrief: „Krie(g) die Kränk', Offenbach! Die Stein' binde'se an, und die Hund' lassa' se laufe!" Auf seine Heimat Frankfurt hat der Lokaldichter Stoltze den klassischen Ausspruch geprägt: „Es will mer nit in de Kopp enei, wie kann nur e Mensch nit vo Frankfurt sei". Weniger liebevoll denken die Frankfurter über andere Städte. Daß nach Kassel alles fünfzig Jahre später komme, ist mit einer Frankfurter Anekdote verknüpft. Die Redensart „Ab nach Kassel", heute noch häufig gebrauchk, geht wohl auf die Gefangensetzung Napoleons III. in Wilhelmshöhe zurück. Frankfurts Rivalin im Buchhandel und Messewesen mußte es sich gefallen lassen, im Studentenlied als die „große Seestadt Leipzig" angesungen zu werden. Eine Wiener Besonderheit ist der Schanigarten, die Kästen mit bewachsenem Drahtspalier, die auf dem Ring vor den Kaffeehaustischen aufgestellt werden, wo es im Frühling heißt: „Schani, stell' den Garten raus, die Sonne scheint." München findet man gelegentlich als Bierdorf bezeichnet.

Bei manchen Städten heftet sich der Volkswitz an stadtbekannte Originale oder Lokalgrößen. Was Tünnes und Scheel für Köln sind, bedeuten Ephesus und Kupille für Kassel, ist der Fischermatthes in Trier, Hummel-Hummel in Hamburg. Für Münsters Ruhm haben der tolle Bomberg und Professor Landois als Spaßvögel gesorgt. In vielen niederdeutschen Orten hat Eulenspiegel seine Späße getrieben; keine Stadt aber ist mehr mit ihm verbunden als Braunschweig, das ihn mit einem Denkmal ehrte. Auch Dichter haben manchmal Volkscharakter und Menschentypen einer Stadt trefflich gekennzeichnet. Der Eckensteher Nante verkörpert ein Stück Urberlinertum, und Darmstadt besitzt seinen unsterblichen Datterich.

Mancher Scherz knüpft auch an Städtenamen an, wie die Frage nach der Zahl der Pole. Die Antwort lautet: „Es gibt drei Pole, den Nordpol, den Südpol und dann ist noch a-Pol-da" — Apolda in Thüringen. Und wer versteht den Satz, Krems und Stein sind drei Städte? Man muß dazu wissen, daß Und eine Vorstadt von Krems an der Donau heißt.

Keine Stadt ist vom Volkswitz verschont geblieben, wenn auch vieles nicht über ihre Mauern herausdrang, und es nicht bei allen einen so pathetischen und weltumspannenden Ausspruch gibt wie bei Bitterfeld. Hier, an der Kreuzung wichtiger Handelsstraßen pflegten sich einst alljährlich die Kaufleute vor der Leipziger Messe zu treffen, woraus sich dann die Redensart bildete: „Sehn wir uns nicht in dieser Welt, so sehn wir uns in Bitterfeld!"

Der Brief.

Kurzgeschichte von J. H. Rösler.

Die Halle des Hotels Europe in Rapallo lag in der kühlen Stille des frühen Nachmittages. Der Portier lehnte über dem Kursbuch gebeugt: da er eine dunkle Brille trug, wußte man nicht, ob er wachte oder schlief. Auf der Pagenbank saßen still und träge wie die Fliegen drei junge Boys, eine runde Kappe schief über den Kopf gezogen. Sie saßen dort, ohne sich zu rühren und ohne ein Wort zu sprechen, immer bereit, auf ein Zeichen aufzuspringen und einen Befehl auszuführen.

„Hallo, Boy! Einen Whisky!" Eine warme Stimme klang aus einem der tiefen, grünen Sessel.

„Sofort, Mister Keats!"

Der Page eilte in die Bar. In dieser Minute glitt auf der breiten Anfahrt des Hotels eine schwarze Limusine herauf und hielt vor dem Eingang. Ein eleganter schlanker Herr stieg aus und betrat die Halle. „Ist Mister Keats im Hotel?" fragte er laut den Portier.

Der Herr im Sessel erhob sich: „Sie wollen mich sprechen?"

„Mister Keats?" — „Ja. Sie wünschen?"

„Ich habe Ihnen leider eine bedauerliche Mitteilung zu machen."

„Sie? Mir?" — „Leider". — „Und?"

„Es betrifft Ihre Frau — sie betrügt Sie." — „Herr!"

Keats war in seiner Erregung einen Schritt näher getreten. Der andere blieb abwartend stehen. Keats zitterte erregt.

„Wer sind Sie überhaupt? Ich kenne Sie nicht!"

„Mein Name tut nichts zur Sache. Aber hier ist ein Brief. Ist dies die Schrift Ihrer Frau?"

Keats starrte verwirrt auf die ihm vertrauten Schriftzüge.

„Liebster!" las er. „Eile sofort zu Deiner sich zärtlich nach Dir sehnenden Francis, die keinen anderen Wunsch hat, als in Deinen Armen zu liegen und sich von Dir halb tot küssen zu lassen. Ich erwarte Dich um drei Uhr im Hotel Ambassadeur in Genua, um Dich —"

Hier riß der Brief ab. Die zweite Seite fehlte.

„Wie kommen Sie zu diesem Brief?"

„Das sollen Sie später erfahren. Inzwischen stelle ich Ihnen gern meinen Wagen zur Verfügung."

„Ihren Wagen? Bedaure."

„Sie können in zwanzig Minuten in Genua sein."

„In zwanzig Minuten?"

„Es ist halb drei, Mister Keats."

„Ihr Anerbieten —"

„Eine Selbstverständlichkeit unter Männern."

*

Der Wagen raste die weiße Straße entlang der Küste, hinter Margherita steil aufsteigend zur Höhe von Lorenzo, nach einigen Kurven wieder bis zum Meer abfallend, raste vorbei an den Palmen und Gärten von Nervi und Quinto la Mare. Der starke Wagen steigerte seine Fahrt von Minute zu Minute. Kein Berg minderte die Geschwindigkeit, keine Kurve wurde zur Gefahr, ruhig und sicher lag der Wagen auf der Straße, selbst die unruhigen Bewegungen Keats am Steuer glich der Wagen durch seine eigene Kraft aus. Schon tauchten die Paläste der Via Roma auf, die Straße wurde enger, bergauf, bergab, bog in den Corso Andrea ein. Der Wagen stoppte seine rasende Fahrt und hielt vor dem Hotel Ambassadeur.

„Wo ist meine Frau?"

„Ihre Gattin ist vor zehn Minuten ausgegangen, Mister Keats." — „Ausgegangen?"

„Ja. Sie hat einen Brief hinterlassen." — „Für mich?"

Der Portier nickte. „Hier ist der Brief."

Erregt riß Keats den Umschlag auf. Ein halber Bogen fiel heraus. Es war das zweite Blatt des Briefes, den man ihm vor zwanzig Minuten in Rapallo übergeben hatte. Und Keats las: „— — um Dich zu bitten, mir nicht böse zu sein, daß ich Dich, liebster Mann, unter so abenteuerlichen Umständen nach Genua rief. Aber Deine einsame Frau hatte so große Sehnsucht nach Dir und hätte so gern den wunderschönen Wagen, der Dich nach hier brachte. Nachdem Du ihn unter so schwierigen Umständen ausprobiert hast und sicher von seiner Leistung und Straßenlage überzeugt bist, wäre ich Dir so dankbar, wenn Du ihn Deiner Francis kaufen würdest, schon aus Freude darüber, daß ich Dich nicht betrüge, sondern Dich brav im Salon des Autohauses Spazedoni erwarte, um Dir beim Unterschreiben des Kaufvertrages zuzuschauen. Deine Francis."



Bunte Chronik



Dreimal Großvater in vier Tagen.

Der glücklichste Großvater auf der Welt behauptet der Rechtsanwalt Stevens in Farnham in der Grafschaft Surrey (England) zu sein. In vier Tagen wurde er dreifacher Großvater. Zuerst meldete ihm seine Schwiegertochter die Geburt eines Zwillingspaares — es waren zwei Söhne. Dann traf wenige Tage darauf die Nachricht ein, daß auch seine Tochter einem Mädchen das Leben geschenkt habe.

*

Zehnmal heiraten — Höchstgrenze!

Der 94jährige Bay Ferid setzte einen Richter in Konstantinopel in Erstaunen und Verlegenheit, als er ihn darum bat, von seiner zehnten Frau geschieden zu werden. „Meine bessere Hälfte", so erklärte er, „ist ein wahrer Drache. Sie beschimpft mich tagtäglich. Außerdem ist sie mit 40 Jahren schon ziemlich alt. Ich habe genug von ihr!" Darauf erwiderte die also gepriesene Ehefrau: sie allein hätte nach fünfjähriger Betreuung des alten Mannes das Recht, ihn zu beerben, sie und keine andere. Worauf der Richter entschied, daß die beiden Ehegatten nicht geschieden würden. Zehnmal verheiratet zu sein, müsse genügen, selbst für einen 94jährigen. Zufrieden lächelnd verließ die Frau, mit verbitterter Miene Bay Ferid den Gerichtssaal.

*

Jod-Hühner abgeschafft!

Ein Bukarester Arzt gründete vor einigen Jahren eine Hühner-Farm, in der besonders heilkräftige Eier produziert werden sollten. Das Federvieh stand unter wissenschaftlicher Kontrolle. Seine Nahrung wurde mit Jod getränkt, so daß auch die Eier einen bestimmten Jodgehalt aufwiesen. Die Farm gedieh und die Jod-Eier fanden genügenden Absatz. Sie sollten insbesondere von Menschen gegessen werden, die unter Schilddrüsen-Erkrankungen litten. Die Patienten standen jedoch nicht unter ärztlicher Kontrolle, so daß vor kurzem einige Fälle auftauchten, die sich durch den Jod-Genuß nicht gebessert, sondern verschlechtert hatten. Die Dosierungen waren zu stark gewesen. Jetzt wird auch ein Todesfall gemeldet, der durch zu reichlichen Jodgenuß verursacht wurde. Infolgedessen hat die Regierung die Hühnerfarm schließen lassen.



Lustige Ecke





„Sieh mal, Marie, der Pullover hätte diese Form haben sollen!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.